



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Funke, Alfred: Deutsche Leute auf brasilischer Scholle

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zu verkitten. Die beiden Reihen gehen nebeneinander her, nicht ineinander über wie bei Tieck. Immer findet Storm den Anschluß an die Wirklichkeit wieder. Das ist das Ergebnis seiner Wirklichkeitstreue.

Nur ein Märchen ist ganz frei von mitschwingenden Momenten: der Einfall „Der kleine Häwelmann“, das deshalb auch das beste Kindermärchen der Schöpfungen Storms ist.

Naturanschauung, Stimmungsgehalt, Erinnerungszauber, novellenhafter Einschlag, das sind Züge grundsätzlicher Art in Storms Märchen. Sie wurzeln in seiner Persönlichkeit, die die moderne Kultur in sich aufgenommen hat, sind also Kennzeichen des Kulturpoeten. Sie stempeln die Märchen zu Stormschen Dichtungen. In keiner Weise beeinträchtigen sie den Wert der vollendeten, eher heben sie ihn, aber sie zeigen die Grenze der Märchenkunst Storms. „Niemand als Theodor Storm hätte der Verfasser dieser Sachen sein können“, das Wort, das auf den ersten Blick überrascht, ist der Schlüssel zur letzten Beurteilung des Märchendichters Storm.

Wäre es Storm möglich gewesen, tiefer in das Märchenland hineinzusteigen? Das ist eine müßige Frage. Storm war Märchendichter, aber Kulturpersönlichkeit, naiv in seiner künstlerischen Ausdrucksform, aber sentimental in seiner Denk- und Gefühlsweise. Die Mischung dieser beiden Naturen schuf die Eigenart seiner Kunst. Sie erklärt auch, warum er zum Märchen kommen mußte. „Trotz dieser politischen Zeit“ — die drei Hauptmärchen entstanden 1864/65 —, „vielleicht gerade durch sie, weil sie ihr Gegengewicht verlangte, ward mir in dieser Zeit, was ich mir seit zwanzig Jahren vergebens gewünscht hatte, die Fähigkeit und der fast dämonische Drang zur Märchendichtung.“ Und sie läßt verstehen, weshalb er sich weise mit seiner Ausbeute begnügte.



Deutsche Leute auf brasilischer Scholle

Von Dr. Alfred Funke-Halle a. S.



lirrend und polternd hält der Zug auf der einsamen Station des brasilischen Kamps. Braune Leute, sonnenverbrannt und wetterhart, den breiten Filz über den dunklen Augen, schwere Sporen an den Hacken, im Otterfellgurt Messer und Pistole, am Sattelsknopf den gerollten Lasso, warten auf uns. In der elenden Kneipe an der Haltestelle wird der Imbiß genommen. Mit uns sitzen Grundbesitzer, Pflanzler, Kaufleute und Kolonisten am Tisch und essen schwarze Bohnen, das Nationalgericht. Deutsch versteht jeder dritte Mann. Unsere braunen Geleitsleute bringen die Reittiere, und in scharfem Trab geht es über die Grasebene, die sich in unendliche Fernen dehnt. Es ist Vorsummer. Rotblühende Verbenaen und Marienkraut lugen aus dem frischen Grün; aus kleinen Lachen, von Binsen und

Röhricht gesäumt, fährt der Kiebitz mit gellendem Schrei. Das Rebhuhn surrt in kurzen Stößen, auf dem Pfahl der Viehweide hockt der kleine Stoßfalke mit blanken Lichtern, hoch im Aetherblau kreisen majestätisch die Geier. Vieh weidet in Trupps, Gebüsch ragt in Inseln aus dem Grasmeer. Wenn der Minuano im Winter pfeift und der Pampero eisigkalte Regensfluten peitscht, schlüpfen Stier und Hengst, die nie einen Stall sehen, in den schützenden Busch. In sengender Sonnen-
glut, wenn die Luft zitternd stillsteht, streckt der Reisende in seinem Schatten die matten Glieder, verfolgt mit müdem Blick die Wasserspinnen, Libellen und langbeinigen Käfer, die über den blanken Spiegel des kleinen Timpels gleiten, horcht auf das Zirpen der Grillen und wehrt den lästigen Brummern. Eine feierliche Stille liegt über der Ode, in unendlicher Ferne ragen die dunstumlagerten Grate der Serra; alles schweigt, der große Pan schläft. Hinter dem Menschen versinkt die Kultur, und die Einsamkeit zaubert alte Bilder herauf. Braune Menschen jagten mit Lasso und Bolas über die Pampa, hoben die Speere zum tödlichen Stoß, von gespannter Sehne federte ihr Pfeil. Sie wichen wutschäumend zurück vor den Männern in Erz, die von Morgen kamen, Bier in den Blicken, blutige Klängen in der Faust, gelbes Gold und blankes Silber heischend, ohne Gnade, ohne Erbarmen. Und einer im härenen Gewande, geschoren und barhäuptig, hielt den Gefangenen zwei gekreuzte Holzstücke vor und sprach fremde Zaubersprüche, goß ihnen Wasser auf das blauschwarze Strahhaar, und die Klinge der Feinde saufte auf den braunen Schädel. Die anderen aber, die entkamen, fanden auf ihren Waldpfaden bunte Kleider, kostbare Dinge, wie sie die Weißen tragen, hüllten die nackten Glieder darein und kamen prahlend zu ihrem Stamm. Aber das höllische Feuer versengte sie im Prachtkleide und sprang auf die anderen im Stammesrat. Die Blattern fraßen, was das Schwert verschonte. „Auge um Auge!“ wo Roter und Weißer sich sehen, bald Wild, bald Jäger!

Das Bild zerrinnt! Kein Roter sprengt mehr über den Kamp. Nur der Gaucho jagt in sausenem Galopp hinter dem Vieh, umkreist es wie ein wachsamere Hund, treibt es zu den Schlachthäusern der Städte, vertut da seine Silbertaler und kehrt heim auf den Kamp, wo er König ist. Carreteiros lagern mittags in der Einöde. Blau steigt der Rauch ihrer Feuer; ledig des schweren Foches grasen die Ochsen, die lange Lenkstange mit spitzem Stachel lehnt an den plumpen Karren, die Frachten zu den Stationen der Bahn schaffen, Tabak, Schmalz, Bohnen, Mais aus deutschen Bauernhöfen des Waldgebirges, dessen dunkle Höhen aus weiter Ferne grünen, Häute und Dörrfleisch von den Fazendas brasilischer Viehzüchter, die den Pflug nicht kennen. Ein schwarzes Kreuz streckt die Falken am Wege, der Löffervogel bessert sein Nest darauf, ein Mensch fiel dort heimlicher Rache oder schleichendem Mord. Viehgerippe bleicht am Pfade. Termiten wölben ihre Hügel, ärgerlich den eisernen Fuß der Telegraphenstangen meidend. In der Ferne leuchtet die weiße Front einer Fazenda, eines Herrensitzes, wo die Erben großer Herden und ungeheurer Weideflächen ein patriarchalisches Leben führen. Oder ein Rancho mit niedrigen Lehmwänden und grobem Grasdach hinter einer Hecke von Ananas und Aloe liegt mitten in der Stille, die den Menschen einsilbig macht und den Unstäten zur Raft läßt. Aimé Bonpland, Humboldts Begleiter, verstand ihren Ruf, als er wie ein Caboclo im einsamen Rancho auf dem Niograndenser Kamp blieb, der Ehren und Lorbeeren Frank-

reichs lachend. Hier fand er, was er vergeblich gesucht: das Genügen an sich selbst.

Im Gedächtnis der Kampleute aber lebt die Erinnerung an die Reduktionen der Jesuiten fort, die einst im heutigen Paraguay, der argentinischen Provinz Misiones und im brasilischen Rio Grande eine Kultur unter den Indios schufen, die in ihren Trümmern noch heute das Staunen der Reisenden weckt. Sie sammelten die von spanischen und portugiesischen Sklavenjägern gehezten Wilden in ihren Freistätten, die kein Weißer betreten durfte. Aus den braunen Leuten machten sie Hirten und Ackerleute, Handwerker und Soldaten. Auf ihren Feldern reiften goldene Ernten, in prangenden Gärten grüntem Orangen und Zitronen, Weinreben füllten die knarrende Kelter, Bananen und Granaten säumten die Beete, die Baumwolle, die heute in jenen Breiten unbekannt ist, wurde von ihnen gepflanzt. Die Spindeln der Weiber tanzten, die Webstühle klappten, Hunderttausende von Ellen Zeug gingen auf die Märkte. Blanke Silbertaler und Goldunzen kamen zurück. Ohne Lohn arbeiteten die braunen Untertanen, zufrieden mit Dach und täglichem Brot. Heute ragen mitten auf der Öde verwilderte Orangenhaine, und aus Ranken und Busch lugen riesige Quadern, schöne Kapitelle, geschwungene Fensterbogen, die Säulen der Portale und des hohen Chors — alles von den Händen der Braunen gemeißelt. Braune Bildschnitzer schufen Chorgestühl und Heilige, auf reichen Altären brannten die Kerzen in goldenen Leuchtern, aus goldenem Kelch trank der „Vater“, dem Tausende gehorchten, den Meßwein, die ehernen Glocken dröhnten über Land und Strom, und alles, Bild, Leuchter, Kelch und Glocke, war von Indios hergestellt. Ja, sie fertigten auch Kanonen und Gewehre, Säbel und Partisanen, und eine wohlgeübte Truppe wußte die Waffen zu führen.

Heute sind die Dächer der stolzen Bauten zerfallen, keine Glocke ruft vom zerbröckelnden Turm, Geier hocken auf geborstenen Mauern. Wo der Hochaltar prangte, breitet ein wilder Feigenbaum sein Schirmdach, aus den Fugen der Wände sprießen grüne Bäume und Gestrüpp, Wurzeln umklammern die Knäufel gestürzter Säulen, und Ranken kriechen über zertrümmertes Bildwerk. Eidechsen sonnen sich, wo einst der Meißel klang und die Esse fauchte, wo fleißige Schmiede das Gitterwerk der Portale fügten, dessen Reste noch in rostigen Angeln hängen — eine versunkene Kultur grüßt uns mit wehem Lächeln.

Das war der erste Versuch, blühende Siedlungen in der Einsamkeit zu schaffen; die Sabgier der Könige Kastiliens und Lusitaniens zerstörte sie.

Wieder rief ein Gekrönter fleißige Menschen ins Land, in dem sonst nur der Neger wie ein Vieh auf die Märkte für die Pflanzer kam. Einen freien Mittelstand wollte Dom Pedro der Erste schaffen, als er seine Domäne am Rio dos Sinos in Kolonielose teilte und deutsche Siedler werben ließ. Das war 1824, als die erste Kolonie S. Leopoldo erstand. Jahr um Jahr kamen neue Kolonisten. Von S. Leopoldo aus dehnten sich ihre Straßen, mit Gehöften besetzt, in die Seitentäler, die „Schneizen“ entstanden. Was der Kaiser nicht vollendete, tat die Provinz Rio Grande do Sul: Santa Cruz, Mont' Alverne, Teutonia, Germania, die Kolonien am Cahy, Taquary, Rio Bardinho blühten auf. In Santa Catharina legte Dr. Blumenau den Grund zu weitzielender Arbeit, in Parana steckte man deutsche Bezirke ab, nicht zu gedenken der Kolonien, die dicht bei Rio gegründet

wurden — Petropolis und Neu-Freiburg — und der Bauerschaften in Espirito Santo. Was die beiden Kaiser schufen, durfte in den Augen der Republik natürlich nichts taugen. Flugs mengte man auf den neuen Kolonien alle Nationen Europas durcheinander, Polen und Italiener wurden zwischen die Deutschen gemischt, um alle zum Gebrauch der Landessprache zu zwingen. Und keine dieser politischen Mißgeburten ist geblieben. Nur wo Deutsche, Italiener oder Polen in geschlossenen Bezirken für sich sitzen, blüht das Leben. Der Kaffeestaat S. Paulo sucht ganz neuerdings unter dem Deckmantel der wirtschaftlichen Propaganda in Europa Ansiedler zu werben, die in Wahrheit nur Fronarbeiter der Kaffeearbater werden sollen. Unbegreiflich ist es, daß unsere Regierungen nicht gleich hinter das saubere Spiel dieser „Missionen“ kamen, von denen auch in Berlin eine für die Kaffeelente von S. Paulo tätig war. Aber Brasilien ist ein moderner Staat. Es stellt seine Offiziere in unsere Regimenter und holt deutsche Instruktooren, nachdem man nämlich in Frankreich, dessen Kammerpräsidenten Paul Doumer man für schweres Honorar nach Brasilien kommen ließ, nicht die Gegenliebe fand, auf die man in der Republik hoffte. So kam Marschall Hermes da Fonseca nach Berlin und versuchte es mit den Deutschen, die man sonst in Brasilien als eine Horde Barbaren mit guten Hinterladern und Kruppgeschützen und Schulmeistern betrachtet.

Brasilien ist ein moderner Staat, ohne Zweifel! Es hat seine Dreadnoughts, die ihre Gefährlichkeit für die Leute von Rio de Janeiro noch vor nicht langer Zeit bewiesen; es hatte 1900 seine Ausstellung, die nach dem Beispiele von St. Louis und Chicago das übliche Defizit lieferte; es hat die modernen Bauten der Avenida Central und der Avenida Beira-Mar, dazu den Monroepalast, der abends seine Lichtgarben über Rio strahlen läßt; es hat die Überschüsse seiner Kaffeefinanzen in den Bauten des Herrn Rodrigues Alves angelegt, und die Volksschule im Lande ist trotz alles Lobgetöns auf „Ordnung und Progreso — Ordnung und Fortschritt“, den Wappenspruch der Republik, immer noch ein holder Traum. Schon rüstet man sich in Rio aber zu einer neuen Revolution, die vielleicht den lange drohenden Zerfall des unnatürlichen Staatsgebildes bringt, das seit der Entthronung des zweiten Kaisers die schweren Wirren durchmachte, die in Südamerika Zweck aller Politik sind, da sie für die kundigen Thebaner die beste Gelegenheit bieten, den eigenen Beutel mit Staatsgut zu füllen. Als man diesem Lande der Kulisse, dessen Kultur sich nur auf einen schmalen Küstenstreifen beschränkt, nach dem Farbholtz Pernambucos seinen Namen gab, beging man vorahnend eine blutige Ironie; es ist tatsächlich alles in der Politik und Kultur des Landes gefärbt, und die ungeheure Barbarei schaut überall durch. Das wichtigste Element, der gesunde Mittelstand, fehlt. Der kleinen Schar der Reichen und Mächtigen steht die ungeheure Masse der Farbigen entgegen, die ohne Halm, Ar und Sorge um den kommenden Tag in der lieben Sonne lungern und leicht finden, was der Augenblick verlangt. Das Negerblut in den Adern der Nation erschläft die Tatkraft, und dieser Bestandteil, das farbige Proletariat seit der Sklavenbefreiung, wird stets Brasilien minderwertiger im Kampfe um die Vorherrschaft in Südamerika machen als Argentinien und Chile. Die Schaffung eines gesunden Mittelstandes als Grundlage einer vernünftigen Wirtschaft war das Ziel der Kaiser, als sie europäische Kolonisten ins Land riefen. Die Republik hat das angefangene gute Werk in lächerlicher Eifersucht auf alle Fremden verkommen lassen. Sie baute in

latonischer Einfachheit die millionenteuren Prunkstraßen in Rio, ließ durch ihre „Propagandamissionen“ in Europa Millionen und aber Millionen ganz nutzlos verpulvern, und heute noch liegen die ungeheuren Landstrecken brach, auf denen bei vernünftiger Politik Millionen Menschen Arbeit und Nahrung finden könnten. Die Siedlungsarbeit des Kaiserreichs ist an der notorischen Unfähigkeit der demokratischen Parteifaziken gescheitert. Wie ein Nest schöner Träume ragen die deutschen Bauernstraßen, die Pitaden, in unsere Tage. Auch bei uns, wo alles wie fasziniert auf Afrika schaut, wird man es einst bedauern, daß man den Grundstock der deutschen Siedlung in Südbrasilien nicht planmäßig zum Ausbau benutzt hat, nämlich dann, wenn die Yankee dem deutschen Handel in Südamerika die Tür vor der Nase zumachen werden. Dann werden Diplomaten und Militärs nachholen müssen, was sich durch eine friedliche Lenkung unserer Auswanderung in ein gesundes und fruchtbares Land leicht hätte erreichen lassen.

Brot genug gibt es im Lande, auch für den, der nicht graben mag. Die Natur hat kaum ein Land der Welt reicher gemacht als Brasilien. Kein Wunder, wenn die fleißigen Tagelöhner aus Pommern, die arbeitgewohnten Leute vom Hunsrück, die weffälischen Jungen, die am Pflug und der Hacke Schwielen bekommen, auf den Kolonien im Tale des Rio dos Sinos, wohin Dom Pedro der Erste sie gerufen hatte, gefüllte Scheuern und blanke Anzen erzielten. Nicht alle waren mit sauberen Händen ins Land gekommen. Die Agenten des Kaisers brachten auch Kettensträflinge aus Dreibergen und Genossen des Schinderhannes ins wilde Land, manches deutsche Zuchthaus ließ seine Gäste über den Ozean ziehen. Tief in der Einsamkeit, in gemeinsamer Gefahr vor den schweifenden Wilden und in harter Arbeit, um aus wildem Wald urbares Land zu schaffen, wandelten sich böse Gesellen in tüchtige Kerle, die in Sonnenbrand und Wetter ihren Mann standen. Der Besitz eigener Scholle wirkte Wunder für den bürgerlichen Gemeinsinn. Aber mit Brot allein ist der Deutsche draußen nicht abgespeist. Ihm sitzt das Bedürfnis nach religiöser Betätigung tief im Blut, und wunderliche Spekulationen wuchern in seinem Schädel, wo es ihm an der gewohnten Leitung fehlt. Daran wurde ich erinnert, als ich zum ersten Male durch die deutsche Bauerschaft Leonerhof, von den Brasilianern Sapyranga genannt, ritt. Ein Jahr nach dem deutsch-französischen Kriege führten deutsche Bauern hier das Schauerpiel der Münsterschen Wiedertäufer auf in einer Wiedergabe, die an die blutrünstigsten Hintertreppenromane erinnert.

Der Aberglaube spielt in allen Kreisen eine gewaltige Rolle. Jeder Brasilianer ist abergläubisch, nicht nur der farbige Mob. Auch unsere Landsleute haben sich ein hübsches Teil gerettet. Wenn die braunen Söhne des Kampfs und der Serra an den „Lobishomen“, den Werwolf, glauben und einander am Raßfeuer die wildesten Geschichten erzählen, so ist das kein Wunder. Der Naturmensch sieht überall unheimlichen Spuk. Aber ich habe vergeblich einem deutschen Kolonisten klarzumachen gesucht, daß sein Nachbar nicht um Mitternacht als Werwolf mit lechzender Zunge spuken gehe, sondern froh sei, wenn er die müden Glieder unter dem prallgestopften Federbett, das der Pommer auch unter 30 Grad Süd nicht missen will, strecken könne. Ich wurde mit hartnäckigem, aber überlegenem Schweigen abgetan, und der Verdächtige verkaufte Haus und Land und wanderte in eine andere Kolonie, um der ewigen Anfeindungen ledig zu werden. Daß es kluge

Leute gibt, die durch Besprechung manche Gebrechen des Leibes zu heilen vorgeben, ist keine Absonderlichkeit. Diese Kunst findet auch in deutschen Großstädten ihr Brot. Neu war für mich ein Spezialist, Herr Angelo Francisco Muniz, ein gelber Caboclo, der von seinen indianischen Ahnen noch das straffe Haar und die vorstehenden Backenknochen geerbt hatte. Der deutsche Bauer, der ihn sich verschrieben hatte, um eine Pflanzung von der Raupenplage zu befreien, war zwar etwas verlegen, als ich ihn auslachte, aber Herr Angelo wurde in Tätigkeit gesetzt. Freitags vor Sonnenaufgang stellte er sich an drei Ecken des Feldes auf, sprach die Bannformel und behauptete, das Ungeziefer müsse nun an der vierten ungebannten Ecke auswandern. Herr Angelo war ein Mann, der mit sich reden ließ, und da er in mir einen Oberkollegen von einer benachbarten Fakultät vermutete, so gab er mir sogar seinen Bannspruch, den ich der Nachwelt aufbewahrt habe. Hier ist er in der Übersetzung:

Guten Morgen, ihr Raupen!

Für jede Pflanze, die ihr zernagt und Gott nicht dafür dankt,
Seid verflucht!

Bei Sanct Peter und Sanct Paul und allen Heiligen des himmlischen Hofes
Verlaßt diesen Acker, der mir meine Speise trägt!

Die Blätter des wilden Waldes,

Sie seien euer Unterhalt!

Jede deutsche Bauerschaft ist ein Denkmal deutscher Zähigkeit, und wenn man unsere Landsleute drüben mit einem Wort charakterisieren will, so bezeichnet man sie am besten als Arbeitsfanatiker. Wald, wilder, starrer Urwald ohne Weg und Steg empfing die Ausgewanderten, einen rohen Pfad ließen die Landmesser hindurchschlagen, jede andere Anlage für den Verkehr war Sache der Kolonisten. Und heute? Frischgrüne Tabaksfelder, endlose Maisplantagen, schilfgrüne, leise wogende Zuckerrohrpflanzungen laufen an der Fahrstraße hin. Die weißen Hausfronten lugen aus dem Laub der Orangen und Pfirsiche, Araukarien breiten ihre Kronen über das deutsche Giebeldach. Der dunkle Wald an den Berghängen gibt den stimmungsvollen Hintergrund ab. Die schweren Frachtwagen rasseln auf diesen Straßen, gelenkt von wetterharten Fuhrleuten, die es mit Wind und Wetter, aber auch mit den bösen Löchern der Straßen aufnehmen, in die oft genug die Räder bis zur Nabe versinken. Sie bringen die Ernte an die Stapelplätze der Kolonie. Wohl gibt die Natur verschwenderisch der Arbeit Lohn; auf dem Urwaldboden steht der Mais in strogender Fülle, aber nicht einen Tag darf der Bauer die Arme ruhen lassen im Kampf gegen Ameisen, Unkraut und allerlei Schädlinge. Wenn die Mittagsonne herniederprallt und die Burschen auf dem Felde die Stauden der schwarzen Bohnen ausreuten oder alt und jung in der drückenden Schwüle des Sommertages im Tabakfelde steht, so begreift man, was es heißt, im Schweize des Angesichts das Brot essen. Wer nicht arbeitet, gilt in den Augen der Bauern als unnütze Last der Erde. Selbst der „Lehrer“, der auf dem Recht seiner Ferien besteht, tut nach ihrer Ansicht unrecht; haben sie selbst vielleicht je Ferien? Dieser brasilianische Waldschulmeister ist eine Figur von wahrhaft proteischer Wandlungsfähigkeit. Merkwürdig — für kirchliche Zwecke sind die Bauern zu haben; sie unterhalten seit Jahren sogar ein Waisenhaus, das in dieser Ausdehnung gar nicht notwendig war, aber es ist schwer, sie für Schulzwecke willig zu stimmen.

Einmal sehen sie in ihren Kindern wertvolle Hilfskräfte, und in der Tat ist bei dem System der Ernteteilung zwischen Eltern und erwachsenen Kindern der Bauer meist bald ein wohlhabender Mann, der viele Kinder hat, die den bezahlten Tagelöhner ausschalten. Nicht, daß der Bauer die Schule für überflüssig hielt! Sie ist ihm eine Pflegestätte deutscher Sprache, und an dieser hält er mit einer Zähigkeit fest, die vorbildlich ist. Aber er will seine Schule möglichst billig haben, und jener Schlaupopf ist mir noch in Erinnerung, der Zwillinge zur Schule sandte: Karlchen am Montag, Mittwoch und Freitag, Fritz an den anderen Tagen der Woche. Solchergehalt gedachte er, nur für einen Sprößling Schulgeld zu zahlen, und zeterte über Gewalt, als wir ihm einen Strich durch die Rechnung machten. Welche Fülle der Gesichte drängt sich mir auf, wenn ich an die Meister denke, die in den Pitaden die blonde Jugend lehrten! Der Bauer betrachtet sie als Zugvögel, die bei ihm Unterschlupf suchen, bis sie bessere Schnabelweide erspähen. Ein junger Offizier, zur Besserung nach drüben abgeschoben, war nicht der übelste, aber er richtete zu große Verheerungen in den Herzen der Pitadenschönen an; also mußte er weichen. Seinen Nachfolger sehe ich, der sich als Meister in der Beschränktheit erwies; er ließ seine Zöglinge jeden Tag ein paar Kapitel aus der Bibel lesen und abschreiben, hielt feierliche Predigten an die ABC-Schützen und Umzüge mit ihnen um das Schullokal. — Eine solche Schule ist ein eigenartiges Ding. Meist ein Lehmbau mit Schulraum und einem Verschlag als Lehrerwohnung; auf einen verheirateten Mann wird nicht gerechnet, höchstens von älteren Gemeinden. Der brasilische Staat kümmerte sich unter dem Kaiserreich nicht um die deutschen Schulen, die Republik aber erschwerte mancher alten deutschen Gemeinde den deutschen Unterricht, indem sie von den Lehrern ein Examen in der Landessprache forderte, was nur die wenigsten abzulegen imstande sind. Umgekehrt bestätigt die Behörde manchen Parteigenossen als Lehrer, dem die Wissenschaft ein total verhülltes Bild zu Sais ist. Die Indolenz und Parteiwirtschaft ist also ein Hemmnis, oft aber auch eine bequeme Hintertür. Ich besinne mich auf einen hübschen Fall. Nach den Gesetzen des Landes ist jede körperliche Züchtigung verboten und wird mit Gefängnis geahndet. Das bedachte ein Pfarrer nicht, der in der Konfirmandenstunde einem Jungen eine wohlverdiente Ohrfeige verabreichte. Flugs lief der Vater, ein richtiger Prozeßhansl, zum Kadi. Der Richter schätzte den Pastor, fand aber keinen Ausweg, ihn dem Gesetz zu entziehen. Da hellte sich seine Miene plötzlich auf. „Haben Sie in Ihrer Bibel nicht irgendeine Stelle, die eine Züchtigung erlaubt?“ Der Pastor zitierte sogleich: Wer seiner Rute schonet, der hasset seinen Sohn. Wer seinen Sohn lieb hat, der züchtigt ihn. — „Haben Sie eine portugiesische Bibel, damit ich den Text selbst lesen kann?“ Die war bald herbeigeschafft. Also wurde das Protokoll aufgenommen: „Ich, der Richter X. Y., habe mich durch den Augenschein überzeugt, daß die Prügelstrafe eine religiöse Vorschrift der Protestanten ist. Als Beamter der Republik ist es nicht meines Amtes, mich in religiöse Dinge zu mischen. Kläger wird daher abgewiesen und zahlt die Kosten des Verfahrens.“

In guter Ruh saß ich an einem Matatabend vor meiner Tür, als ein später Wanderer bei mir einsprach; das ist nichts Ungewöhnliches, und jeder übt die Gastfreundschaft als selbstverständliche Pflicht. Der Wanderer suchte eine Lehrertelle, da er als guter Protestant von den Katholiken einer Pitade vertrieben war.

Er war ein artiger und bescheidener Mann, sauber gekleidet und wußte den verschämten Armen sehr wohl mit Würde zu spielen. Er war zudem Landsmann, Westfale, also war es nicht verwunderlich, daß ich ihn mit guten Wünschen und einem ansehnlichen Zehrpfennig entließ. Am Tage darauf wußte ich, daß dieser Brave bei den Jesuiten der Nachbarstadt bewegliche Klage meiner Unduldsamkeit wegen geführt und als guter Katholik einen stattlichen Zehrpfennig und Empfehlungen erwirkt hatte. Diesen betriebsamen Meister der Schule habe ich durch etwa zwanzig Stationen, die er mit Erfolg brandschatzte, verfolgt, dann verschwand er. Dafür tauchte ein anderer auf, der von vornherein um Geld zu einem Nachtquartier bat, da er es aufgegeben habe, noch einen Versuch mit der Arbeit zu machen. Er war preußischer Referendar gewesen und beherrschte vier Sprachen, betrank sich aber täglich sinnlos. Trotzdem finden auch solche Elemente Unterkunft in entlegenen Waldschulen. Die älteren Gemeinden haben natürlich gute Schulen und lassen sich die Lehrer etwas kosten, besonders der Deutsche Hilfsverein zu Porto Alegre mit einer mustergültigen Schule.

Der brasilische Staat hat natürlich eine vollständig moderne Volksschule in jedem Wohnort, nach den bewährtesten Grundsätzen der Pädagogik geleitet, auf dem Papier nämlich. In Wahrheit bestehen nur an den größeren Plätzen Schulen, und die Lehrer sind froh, wenn die Besoldung gezahlt wird. Die Leistungen sind gleich Null. Jeder bessere Mann schickt sein Kind in eine Privatschule; schon die Verachtung aller farbigen Kinder, die ja die öffentliche Schule auch benutzen könnten, hält die weißen Zöglinge fern. Einen großen Einfluß auf das geistige Leben des Landes üben die Jesuiten durch ihre mustergültig eingerichteten Kollegien, in denen die Söhne der besten Familien untergebracht werden. Nach dem Gesetz ist jede Niederlassung der Väter verboten, aber bisher ist noch kein Kläger gegen den Orden aufgetreten, zumal der Staat kaum Ersatz für die Jesuitenkollegien schaffen würde.

Drollig ist in den Kreisen der echten Jakobiner, der Republikaner reinsten Ausgabe, das Kokettieren mit dem philosophischen System des Augustin Comte. Benjamin Constant, Lehrer der Mathematik an der Kriegsschule zu Rio und einer der Väter der Republik, war Comtist, und seither nennt sich jeder gute Patriot „Comtist“, wenn er auch nur eine unklare Vorstellung vom Wesen dieses Systems hat. Der Comtismus gehört eben zur Partei, also muß man Comtist sein.

Ein Vorstoß, weit gefährlicher als alle brasilische Propaganda, unter unseren Landsleuten ist im letzten Jahrzehnt von Nordamerika aus gemacht worden. Die Missourisynde sendet nämlich planmäßig deutschsprechende Amerikaner in die deutschen Kolonien, um die Pfarr- und Lehrstellen an sich zu reißen. Da sie keine Aufwendungen von den Gemeinden verlangen — natürlich nur, bis sie im Sattel sitzen —, so haben sie tatsächlich mehrere Siedlungen erobert, die früher von Deutschland aus mit Geistlichen und Lehrern versorgt wurden. Das bedeutet aber stets einen Schlag für unsere Stellung drüben, denn alle Nordamerikaner arbeiten, gleichviel ob Missourileute oder Hochkirchler, planmäßig an der Verdrängung der Führer in deutschen Pfladen, die den Zusammenhang mit dem Deutschen Reiche aufrecht erhalten. Das liegt in ihrer Auffassung von der Monroedoktrin, die auch Brasilien als ein Gebiet ansieht, in dem nur der Yankee und kein anderer die Führung in geistigen Dingen zu übernehmen hat. Wir haben

Jahrzehnte verstreichen lassen, ehe wir uns auf die Stammesgenossen in Südbrasilien besannen. Noch sind sie durch der Väter Gewohnheit gute Deutsche, die auch für den deutschen Kaufmann zuverlässige Kunden sind. Aber die Minierarbeit der brasilischen Patrioten und der Yankeesendlinge, die nicht immer glückliche Auswahl deutscher Pfarrer und Lehrer für die alten Kolonien, echt deutsche Zänkerey und Parteiung haben schon manchen Stein des deutschenbaus auf fremder Erde abbröckeln lassen. Schon finden wir deutsche Namen unter den Offizieren der brasilischen Armee, was früher ein Unding gewesen wäre. Politiker mit deutschen Namen spielen ihre Rolle im Senat und Parlament, und wahrlich nicht zum Heil der Deutschen. Die Unternehmungen der letzten Jahrzehnte, mit deutschem Kapital neue Kolonien zu gründen, haben aus manchen Gründen zu keinem sonderlichen Erfolge geführt. Die Alten in den Pikaden sterben aus, und der Nachwuchs kennt die deutsche Heimat nicht mehr. Sein Stammesgefühl beruht nur noch auf der Überlieferung und dem Unterricht, das ist der springende Punkt. Es ist keine Schwarzseherei, wenn wir das südbrasilische Deutschtum, auf das wir so stolz sein durften, als verlorenen Posten ansehen, falls nicht ganz andere Aufwendungen, und zwar für den Schulunterricht, gemacht werden. Man komme nicht mit der Ausrede der Diplomaten, daß es nicht Sache des Reiches sei, sich für diese Ziele einzusetzen. Die nationale Empfindlichkeit der Brasilier müsse geschont werden. Die Italiener gehen ganz anders in ihren Siedlungen vor, sie geben weit bedeutendere Summen für ihre Schulen in Argentinien und Brasilien her, sie haben die Regierung in Buenos Aires sogar einmal gezwungen, das Italienische in allen Staatsschulen zum obligatorischen Lehrfach zu machen, sie setzen weit mehr durch als wir, weil sie nicht die Angftlichkeit kennen, in der wir uns gefallen. Als die großmäulige Presse der Stadt Rio Grande do Sul einmal höhnisch dem Bizekonsul Englands die Frage vorlegte, ob er im Ernstfalle einen Dreadnought über die Sandbänke vor dem Hafen gehen lassen wolle, ging der Engländer auf das Bureau der Western Telegraph Company, und zwei Tage später flügte der „Swallow“, ein ganz flach gehendes Kanonenboot, zur Probe über die Barre, worauf die Höflichkeit der Behörden geradezu beängstigende Formen annahm. Die Engländer behandeln die Brasilier überhaupt schlecht. Ich sah an einem nationalen Feiertage alle Konsuln zum Rathaus gehen; die englische Kolonie ging zum Fußballspiel. Wir werden eher, als wir es glauben, vor die Frage gestellt werden, ob wir in den brasilischen Deutschen, die dort seit neunzig Jahren für uns Pionierarbeit getan haben, Stammesgenossen erblicken, deren wir uns zur Not auch amtlich annehmen, oder ob die Praxis, jeden Deutschen, der die Reichsangehörigkeit nicht besitzt, als national gleichgültig zu betrachten, bestehen bleibt. Sie hat allerdings die Autorität Bismarcks für sich, würde aber eine halbe Million Deutschredender für uns verloren gehen lassen. Das ist der Endzweck aller Yankeepolitik in Südamerika. Die Not wird unsere Volksgenossen dann vielleicht zu Renegaten machen. Und wer wollte es ihnen verdenken, wenn die Banden der Revolution wieder das Land mit brutaler Gewalt verheeren und das nackte Leben oft genug vom politischen Bekenntnis abhängt? Noch ist der Tag nicht vergessen, an dem Vicente Machado seine Gegner zu einer Besprechung nach Curitiba lud und sie auf der Fahrt in den Abgrund stürzen ließ.